



Germaine Witemann

*Marcellas
Gabe*

Mystery

AAVA
VERLAG

Germaine Wittemann

Marcellas Gabe

Mystery

LESEPROBE

© 2017 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2017

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag

Coverbild: fotolia: Beautiful lady in a birch forest

Datei: 95197913, Urheber: soup studio

Printed in Germany

Taschenbuch: ISBN 978-3-8459-2220-1

Großdruck: ISBN 978-3-8459-2221-8

eBook epub: ISBN 978-3-8459-2222-5

eBook PDF: ISBN 978-3-8459-2223-2

Sonderdruck Mini-Buch ohne ISBN

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin

www.aavaa-verlag.com

eBooks sind nicht übertragbar! Es verstößt gegen das Urheberrecht, dieses Werk weiterzuverkaufen oder zu verschenken!

Alle Personen und Namen innerhalb dieses Buches sind frei erfunden.

Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

Marcella

Ich öffnete das Fenster einen kleinen Spalt weit und atmete tief die kalte Luft ein, die unerwartet auf mein warmes Gesicht traf, und mich einen Moment frösteln ließ. Es war schlagartig kalt geworden. Wir hatten erst Anfang Oktober, aber die Natur zeigte schon deutliche Anzeichen der beginnenden kalten Jahreszeit. Leichter Raureif lag bereits auf dem Rasen in unserem Garten und die Blätter der Bäume hatten sich herbstlich verfärbt. Hier im Gebirge hielt der Winter meist sehr rasch Einzug und ließ dem Herbst nicht lange Zeit, sich in seinen schönen, warmen Farbtönen zu präsentieren. Ich liebe die verschiedenen roten und orangenen Nuancen des Laubes, das Rascheln unter meiner Sohlen, wenn ich darüber gehe, aber ebenso den Schnee, der bald alles verdecken und die Natur in ein

märchenhaftes Weiß verwandeln würde. Leise schloss ich das Fenster wieder. Meine Hündin Aska lag vor meinem Bett und schlief noch fest. Ich schlüpfte in meine Jogginghose und zog mir einen warmen Pullover über. Mein Blick fiel auf die Uhr über meinem Bett. Es war sechs Uhr morgens. Ich setzte die Kopfhörer meines Mp3-Players auf und ging zur Tür. Aska rührte sich nicht. Ich schaute sie einen Moment traurig an. Mein altes Mädchen! Noch vor ein paar Wochen wäre es undenkbar gewesen, dass ich ohne sie meinen Morgenlauf hätte machen können. Sie war mir immer auf Schritt und Tritt gefolgt, um mich zu bewachen. Sie war nun alt geworden, und sie hörte nicht mehr sehr gut. Ich hatte Aska zu meinem siebten Geburtstag als Welpen von meiner Mutter geschenkt bekommen. Wir waren sofort ein Herz und eine Seele. Ich passte auf sie auf und hütete sie wie einen Schatz. Ich ließ keines der Nachbarskinder an sie heran,

aus Angst, sie könnten sie im Spiel verletzen. Später, als sich meine Hündin zu einem stattlichen Golden Retriever entwickelt hatte, änderte sich das und Aska passte bestens auf mich auf. Nun wurde sie bald schon zehn Jahre alt und ich musste lernen, auf sie Rücksicht zu nehmen. Ich zog die Tür hinter mir zu und wartete einen kleinen Augenblick, ob sie mir nicht doch noch folgen würde, aber aus dem Zimmer drang kein Laut. So musste ich wohl oder übel alleine meine Morgenrunde bestreiten. Ich schnappte mir an der Garderobe meinen Schal und schlang ihn um meinen Hals. Danach schaltete ich meinen Mp3-Player an, stellte die Musik recht laut und lief mit James Blunt im Ohr hinaus in die kalte, erfrischende Morgenluft. Laufen befreite meinen gequälten Geist von ängstlichen Gedanken. Ohne meine Runde am Morgen war es mir unmöglich mich dem Stress in der Schule zu stellen. Nicht, dass mich der Unterrichtsstoff als sol-

ches mitnahm, nein, es waren meine Mitschüler und Lehrer denen ich mich Tag für Tag aufs Neue stellen musste. Es lag nicht an ihnen – sie waren alle recht nett – nein, dass ich mich durch sie gestresst fühlte, lag nur an mir, was die Sache aber nicht einfacher machte. Ich lief in Richtung See. Dort war es am frühen Morgen immer besonders schön. Oft sah ich Rehe, die dort das saftige Gras genossen, und manchmal, wenn ich Glück hatte, auch einen Fuchs. Gleißend und glitzernd sah ich schon in der Ferne das Wasser, in dem sich das Licht der aufgehenden Sonne brach. Im Hintergrund erhob sich stolz der Gebirgszug, der unsere Gegend so berühmt gemacht hatte. Die Sicht war heute sehr gut, und, als ich am See angekommen war, hielt ich einen Moment inne und setzte mich auf den großen Felsstrudler, wie ich ihn nannte. Dies war ein großer Stein am Ufer, aus dem unaufhörlich leise plätschernd Quellwasser floss und den See

fortwährend mit seinem frischen Wasser speiste. Ich liebte das sanfte Gurgeln der Quelle. Es hatte etwas Beruhigendes, ja beinahe Meditatives an sich. Ich nahm einen Schluck der lebendigen, kalten Köstlichkeit und raffte mich nach einiger Zeit auf, weiterzulaufen. Ein wenig zu lange hatte ich mich an diesem schönen Ort verweilt und würde wohl die Runde um den See nicht mehr schaffen. So machte ich auf halber Strecke kehrt, um nicht zu spät zur Schule zu kommen. Wehmütig schaute ich noch einmal zurück. Hinter dem See lag ein kleiner Wald, durch den meine Lieblingsstrecke beim Laufen direkt hindurch führte. Unsere Gemeinde hatte dort einen kleinen Trimm-dich-Pfad angelegt, um die Region noch ein wenig attraktiver für Touristen zu gestalten. Eigentlich war unser Wald sehr düster, weil dort fast ausschließlich Tannen wuchsen. Dennoch liebte ich ihn. Ich war mit ihm groß geworden und hatte dort

viel Zeit mit Aska verbracht. Morgen würde ich mich beeilen und den Duft der Bäume in mich aufsaugen können, aber jetzt lag wieder ein ganzer Morgen vor mir, an dem ich seelische Schwerstarbeit zu leisten hatte. Keiner wusste davon, mit niemandem konnte ich mein Geheimnis teilen, nicht einmal mit meiner Mutter. Nur Aska wusste davon. Ihr hatte ich es hunderte, wenn nicht tausende Male erzählt. Auch wenn sie meine Worte nicht verstand, so hatte ich doch immer das Gefühl, dass sie meiner Seele näher stand und mehr von ihr empfand, als irgendein Mensch es vermochte. Überhaupt stand ich den Tieren näher als meiner eigenen Spezies. Bei ihnen musste ich mich niemals verstellen, sie nahmen mich so an, wie ich war. Sie liebten mich sogar für mein bloßes Sein. Menschen musste ich überzeugen, musste ihnen Dinge vorspielen, um wiederum andere Dinge verbergen zu können. Ich war der felsenfesten Überzeu-

gung, dass jeder, dem ich mich vollkommen offenbarte, mich ablehnen würde. Mich, Marcella, siebzehn Jahre alt, brünett, hübsch, schlank, sportlich, beliebt, konnte man nur lieben, wenn sie nicht sie selbst war. Ich liebte mich nicht einmal selbst. Ich konnte mich so wie ich war nicht akzeptieren, weder in der Verstellung, noch im Sein. Ich war anders, und dieses Anderssein war eine Bedrohung und eine Aufforderung an mich, entweder eine Änderung herbeizuführen – was mir nicht gelang – oder eben weiter das Versteckspiel zu leben, wie ich es bereits seit Jahren tat. Ich drehte den Schlüssel der Haustür im Schloss um und hörte meine Mutter augenblicklich etwas schreien, was ich durch die schwere Türe nicht genau verstand. Ich wählte sie noch schlafend und mein Herz pochte, als ich trat.

„Marcella, wie oft habe ich dir gesagt, du sollst um die Uhrzeit nicht alleine joggen ge-

hen, schon gar nicht ohne Aska, das ist viel zu gefährlich!“ Es klapperte bedenklich laut oben im Badezimmer. Mutter hatte anscheinend eine ziemliche Wut.

„Ja Mutter, ich weiß!“, rief ich zurück. „Aska schafft die Strecke aber nicht mehr, sie ist zu alt dafür. Das wäre eine Quälerei für sie!“ Ich konnte kaum Verständnis erwarten.

„Dann bleibst du eben auch zu Hause und basta!“, schrie meine Mutter aufgebracht und schleuderte heftig die Badezimmertür zu. „Basta!“, das war ihr letztes Wort. Ich würde mir den Wecker von jetzt an noch früher stellen müssen, um nicht erwischt zu werden. Keinesfalls würde ich auf meine Runde am Morgen verzichten, niemals und unter keinen Umständen! Ich hatte keine Angst. Der Wald, der See und die Natur hatten so etwas Friedvolles, Schützendes an sich, das es mir unmöglich machte, mir etwas Schlechtes oder gar Verbrecherisches darin vorzustellen. Mei-

ne Mutter hatte keine Vorstellung davon, wie wichtig mir mein Morgen dort war. Wie auch, sie kannte mich nicht, konnte mich nicht kennen, weil ich ihr keinen Einblick in meine Seele gewährte, der ihr dies ermöglicht hätte. Ich war froh, eine Mutter zu haben, der ich glaubhaft machen konnte, dass ich es wert war, geliebt zu werden. Ich war eine gute Schülerin, war sogar Klassensprecherin, und ich sammelte jedes Jahr die Spenden zur Sanierung unserer Kirche ein, die ungeachtet dessen wahrscheinlich niemals saniert werden würde. Ich hatte keine Ahnung, wohin das ganze Geld floss, welches unsere Bürger eifrig spendeten. Es war mir auch nicht wichtig. Ich hatte stets meine Pflicht getan und das gesammelte Spendengeld bis auf den letzten Cent unserem Herrn Pfarrer Kohlbringer übergeben. Damit war mein Amt wieder für ein Jahr erledigt. Weil sie voll berufstätig war, versorgte ich meiner Mutter beinahe den ge-

samten Haushalt. Niemals stellte ich Fragen über meinen Vater, der irgendwann einmal, als ich noch zu klein gewesen war, um eine Erinnerung an ihn haben zu können, das Weiße gesucht hatte. Meine Mutter hatte sehr früh erkennen lassen, dass sie keine Gespräche über ihn wünschte, und ich als gute Tochter hielt mich daran, obwohl mich die Ungewissheit oftmals nahezu zerfleischte. Kurzum, ich spielte die perfekte Tochter schlechthin. Meine Gedanken, meine Schreie, meine Flüche teilte ich nicht mit meiner Mutter. Ich wollte geliebt werden, und das wurde ich eben nur, wenn ich ihr vormachte, die Tochter zu sein, die sie sich wünschte. Ich hatte früh gelernt mich in diese Richtung zu entwickeln. Als ich noch ein kleines Kind war dachte ich, alle Menschen würden die Dinge sehen, die ich sehe, und meine Welt, meine Gefühle waren für mich noch ganz normal. Mutter belehrte mich aber schnell eines Besseren. Ein einziges Mal

nur erzählte ich ihr von dem kleinen Jungen mit den schwarz gelockten Haaren, den ich immer wieder sah, sogar in unserer Wohnung. Meine Mutter war regelrecht durchgedreht. Sie hatte mich angeschrien, ich solle nicht so einen Unsinn erzählen, und hatte mich drei Tage lang mit Liebesentzug und Schweigen bestraft. Kein Wort hatte sie mehr mit mir gesprochen, und, obwohl ich damals erst fünf Jahre alt war, verstand ich doch, dass es wohl klüger war, über bestimmte Angelegenheiten zu schweigen und nicht über alles zu sprechen, was mir zwar sonderbar, aber dennoch als sehr real erschien. Ich traute mich niemals zu fragen, wieso ich einen italienischen Vornamen bekommen hatte. Vielleicht war mein Vater Italiener. Wir lebten ja nicht sehr weit entfernt von der italienischen Grenze, somit war dieser Gedanke nicht ganz abwegig. Aber es blieb immer nur bei meinen Grübeleien. Andere Familienangehörige, die

ich hätte fragen können, gab es nicht. Meine Großeltern mütterlicherseits waren - wie mir meine Mutter erzählt hatte - schon lange vor meiner Geburt verstorben, und Tanten und Onkel hatte ich ebenfalls keine. Ich war ein Einzelkind und würde es wohl auch bleiben. So war ich ganz und gar auf meine Mutter angewiesen. In gewissem Sinne fühlte ich mich für ihr Wohlbefinden verantwortlich; denn sollte ihr etwas zustoßen, wäre ich ganz alleine gewesen. Diese Vorstellung löste große Angst bei mir aus, und so passte ich mich lieber an und vermied im Dialog mit Mutter Themen, die sie aufregen konnten. Ich schmierte zwei Käsebröte für die Schule und packte noch eine Flasche Mineralwasser ein. Anschließend ging ich nach oben, weil ich mich duschen wollte. Meine Mutter besetzte immer noch das Badezimmer.

„Kannst du dich bitte beeilen, Mama?“, nörgele ich vor der Türe herum. „Ich muss noch

duschen und komme zu spät zur Schule, wenn ich mich nun nicht spute.“

„Du kannst abends duschen, und wenn du verschwitzt vom Joggen bist, dann ist das deine eigene Schuld. Du sollst nicht....“

„Ich weiß, ich weiß!“, unterbrach ich Mutters Redeschwall. „Kommt nicht wieder vor, aber jetzt muss ich wirklich duschen, oder ich bleibe heute einfach mal zu Hause und schaue fern.“

„Kommt gar nicht in Frage!“, stöhnte Mutter und riss die Türe auf. „Du kannst schon mal hinein kommen, ich muss mich nur noch schminken und mir die Zähne putzen. Die Dusche ist frei. Und höre bitte mit deinem Psychoterror auf!“ Sie hatte sich ein Duschhandtuch um die Hüften geschlungen. Wieder einmal stellte ich fest, dass sie für eine fünf- undvierzigjährige Frau noch recht gut aussah. Sie war sehr schlank, und auch ihre Brüste waren noch perfekt. Sie wurde meistens

schlichtweg zehn Jahre jünger geschätzt, und ihre markanten Gesichtszüge machten sie interessant für die Männerwelt. Sie hatte die gleichen langen, dunklen Haare wie ich und auch große, braune Augen. Wie ich sie so für einen kurzen Augenblick betrachtete, hoffte ich, ihr Jugendlichkeits-Gen geerbt zu haben. Mutter fing an, sich zu schminken. Ich stellte mich hinter sie und warf einen vergleichenden Blick in den Spiegel. Je älter ich wurde, desto mehr glich ich ihr.

„Stör mich bitte nicht, Marcella. Ich mag das nicht. Geh duschen und steh hier nicht so dumm herum!“ Mutters Unterton ließ auf wirklich schlechte Laune schließen, und ich zog es vor, mich augenblicklich zu entkleiden und unter die Dusche zu huschen. Ich duschte mich recht heiß ab und dachte dabei an Joana, meine allerbeste Freundin. Mit ihr wurde einem niemals langweilig. Sie hatte immer etwas zu erzählen. Sie verliebte sich ständig in

irgendwelche Jungs, denen sie dann wochenlang hinterher schmachtete. Zweimal war sie bereits mit einem Jungen zusammengekommen. Ihre Vorstellungen von Romantik und Zweisamkeit waren jedoch beide Male nicht erfüllt worden. Sie hatte sich von beiden nach einiger Zeit enttäuscht getrennt und geschworen, sich niemals mehr zu verlieben, was ihr selbstverständlich nicht gelang. Im Moment war sie in Pitt aus der Parallelklasse verschossen, und ich staunte jeden Tag darüber, was sie so alles unternahm, um an ihn heranzukommen. Sie hatte sich sogar eine Gitarre zugelegt und nahm Unterricht, weil er in einer Band spielte und sie ihm imponieren wollte. Ich hingegen machte mir bis jetzt nicht sehr viel aus Jungs. Sie schienen mir alle etwas infantil zu sein, zumindest die Jungs in meinem Alter, die sich für mich interessierten. Diejenigen aus der Oberstufe strafte Mädchen meines Alters nur mehr mit Missachtung. Für sie

waren wir kichernde, närrische Weibsbilder. Zudem war zu viel Nähe für mich gefährlich. Es war unmöglich, sich in einer Beziehung auf Dauer zu verstellen. Früher oder später – so dachte ich – würde alles in einem Fiasko und in schlimmem Liebeskummer enden. Mein jetziges Gefühlschaos reichte völlig aus, noch mehr wäre kaum zu ertragen! Ich seifte meinen Körper ein und ließ das heiße Wasser über mich rieseln. Meine Mutter hatte das Badezimmer mittlerweile verlassen, und da mich ein plötzlicher Luftzug unter der Dusche überraschte, zog ich den Duschvorhang zurück, um zu schauen, ob sie wohl vergessen hatte, die Türe zu schließen. Und da sah ich ihn wieder! Er saß seelenruhig auf dem Korbsessel neben der Toilette und starrte zu mir herüber. Es war der kleine Junge mit dem lockigen dunklen Haar. Ich fürchtete mich niemals vor ihm. Er begleitete mich schon seit ich denken konnte und gehörte einfach zu mei-

nem Leben. Ich winkte ihm zu und lächelte. Er winkte zurück, verzog aber dabei keine Miene. Irgendetwas bedrückte ihn. Er hatte schon so oft versucht, sich mir mitzuteilen, aber es wollte partout nicht gelingen. Ich konnte ihn sehen, aber nicht verstehen. Wie ohne Ausnahme zuvor konnte ich auch heute wieder nicht mit ihm in Kontakt treten. Eine unsichtbare Wand trennte unsere Welten, und ich hatte keine Idee, wie man diese Barriere hätte überwinden können. Ich machte mir so viele Gedanken um diesen kleinen Jungen! Er mochte vielleicht fünf oder auch sechs Jahre alt sein und tauchte zu ganz unterschiedlichen Tages- und Nachtzeiten auf. Manchmal saß er nächtelang an meinem Bett und starrte mich unentwegt an. Einmal weinte er. Als ich ihn zu trösten versuchte, verschwand er. Ich schämte mich ein wenig, in seiner Anwesenheit so nackt aus der Dusche zu treten, aber ich musste mich beeilen. Daher hangelte ich

mir schnell ein Handtuch vom Haken und verhüllte mich darin. Als ich abgetrocknet war und mich umdrehte, war er bereits verschwunden. Bis zur Abfahrt des Schulbusses hatte ich keine viertel Stunde mehr Zeit. Ich flitzte in mein Zimmer, zog meine Markenjeans an, die ich zwar innerlich verabscheute, aber dennoch trug, um nicht in irgendeiner Weise aufzufallen, schnappte meine Schultasche, rannte die Treppe nach unten, packte noch schnell mein Vesper ein, drückte meiner Mutter einen Kuss auf die Wange und bat sie, noch eine Runde mit Aska zu drehen, bevor sie zur Arbeit ging. Mutter hatte einen guten Job als Rechtsanwältin in einer großen Kanzlei und musste heute erst gegen Mittag dort erscheinen. Sie nickte und kaute weiter, ohne einen Ton zu sagen. Sie war wirklich grauenhaft gelaunt, aber was Aska betraf, konnte ich mich voll auf sie verlassen. Wenn sie Zeit hatte, genoss sie schon einmal gerne einen Rund-

gang um den See mit ihr. Heute würde ihr die Natur sicherlich besonders gut tun. Beruhigt verließ ich unser kleines Einfamilienhaus und machte mich auf den Weg zur Bushaltestelle. Das Gymnasium, welches ich besuchte, lag in der zwölf Kilometer entfernten Stadt. Von meinen Mitschülern wohnte neben mir noch Joana hier auf dem Dorf. Für die anderen waren Joana und ich daher nur die „Dörfler“, aber sie mochten uns dennoch, und wir waren beide voll integriert in die Klassengemeinschaft. Ich hatte es im letzten Jahr sogar geschafft Klassensprecherin zu werden, und bis jetzt hatte ich mein Amt behalten. Ich setzte mich enorm für die Rechte meiner Klasse ein und eckte damit so manches Mal übel bei dem einen oder anderen Lehrer an, was mir aber gleichgültig war. Mein Gerechtigkeitssinn war stark ausgeprägt, und so ließ ich mich nicht beirren, wenn es galt, die Interessen meiner Mitschüler auch gegen die der Lehrer zu ver-

treten. Auf wundersame Weise schaffte ich es immer wieder, dass Lehrer und Rektor trotz aller Widrigkeiten am Ende meine Positionen akzeptierten. Als ich an der Bushaltestelle ankam, war Joana noch nicht dort. Ich schaute in Richtung Apotheke, aus der sie für gewöhnlich angerannt kam. Von meiner Freundin war weit und breit nichts zu sehen. Noch wenige Minuten, dann käme der Bus. Vielleicht hatte sie verschlafen oder war krank geworden. Nein, krank konnte nicht sein, sie hätte mich auf alle Fälle angerufen. Der Bus kam um die Ecke, und sie war noch immer nicht da. Ich stieg ein und begrüßte ein paar Mädchen aus dem Nachbarort, die in die Oberstufe gingen. Der Bus war gerade wieder angefahren, als er plötzlich abbremste. Joana stieg keuchend und schnaubend ein.

„Puh, das war knapp, was!“, kicherte sie und setzte sich zu mir. „Wie war dein Wochenen-

de?“, fragte sie mich sogleich, ohne einmal Luft zu holen.“

„Wie immer“, antwortete ich nicht ganz wahrheitsgemäß. „Ich habe fast ausschließlich für die Mathearbeit gebüffelt, und, um meine grauen Hirnzellen in Gang zu bringen, bin ich zwischendurch mit Aska hinunter zum See oder ein wenig in den Wald gegangen. Und du? Was hast du so getrieben?“

Ich konnte ihr nicht erzählen, dass ich stundenlang auf meinem Bett gelegen hatte, in Depressionen verfallen, weil ich das Gefühl nicht los wurde, nicht in diese Welt zu passen. Joana hätte mich ausgequetscht, hätte versucht, sich in meine Seele hinein zu quälen, und am Ende wäre sie frustriert und traurig gewesen, weil ich niemanden – auch nicht sie, als meine beste Freundin – an mich heranlassen konnte.

„Mathe gelernt, wie langweilig!“, kommentierte Joana tief durchatmend meine Ausführungen.

rungen zum Verlauf meines Wochenendes. „Mal ehrlich: Wie kannst du nur so leben, das ist ja grässlich! Klar, ich habe auch Mathe gelernt, aber hauptsächlich habe ich Gitarre geübt und von Pitt geträumt. Ich bin Sonntag sogar in die Stadt gefahren und habe sein Haus beobachtet.“

„Das ist jetzt nicht dein Ernst, oder?“, fragte ich und schaute meine Freundin entsetzt an. Natürlich war mir klar, dass sie das getan hatte. Nur Joana kam auf so verrückte Ideen.

„Du bist ja eine richtige Stalkerin!“, flüsterte ich. „Hattest du keine Angst, dass er dich dabei erwischt?“

„Nein, warum denn? Wenn er mich gesehen hätte, dann hätte ich mir eben etwas einfallen lassen müssen. Irgendeine blöde Ausrede wäre mir schon in den Sinn gekommen.“

„Zum Glück hast du mich nicht gefragt, ob ich mitgehe“, sagte ich schmunzelnd und riss meine braunen Augen so dramatisch auf, dass

Joana automatisch lachen musste „Das hätten meine Nerven niemals mitgemacht!“

„Dass du eine Angsthäsin bist, weiß ich schon lange. Wenn ich jemanden gefragt hätte, dann Ruth. Aber ich ziehe solche Sachen ganz gerne alleine durch. Du weißt ja, selbst ist die Frau!“

Sie schlug sich auf eine ihrer schmalen Schultern und lachte. Insgeheim bewunderte ich Joana, nein, ich beneidete sie um ihre Unbeschwertheit, um die Einfachheit, mit der sie die Dinge anging. Sogar ihre Naivität hätte ich mir oft gern zu Eigen gemacht. Ich sinnierte sehr oft, analysierte alles bis aufs Äußerste und war sehr selbstreflektierend für mein Alter, was sogar einigen meiner Lehrer bereits aufgefallen war. Mutter meinte oft, ich sei zu reif für mein Alter. Dass dies zu einem großen Teil an ihr liegen könnte, kam ihr nicht in den Sinn.

„Joana, Joana!“, lachte ich kopfschüttelnd meine Freundin an. „Irgendwann kommt mal ein ganz dickes Ende. Du handelst oft so unbedacht! Hätte Pitt dich gesehen, dann könntest du ihn dir für immer und ewig abschminken. Der ist doch auch nicht auf den Kopf gefallen. Meinst du, er hätte dir irgendeine blöde Ausrede abgenommen? Niemals! Verfolgt und beobachtet hätte er sich gefühlt und dich wahrscheinlich für eine Verrückte gehalten, die es auf ihn abgesehen hat.“

„Und du, Marcella, redest wie immer über ungelegte Eier“, meinte Joana lapidar und lachte. „Nichts ist geschehen, und nichts wird jemals geschehen. Ich packe die Dinge an und gewinne. Du hingegen verpasst dein Leben, weil du viel zu viel nachdenkst.“

Dieser Satz traf mich. Joana hatte im Grunde genommen recht. Sie konnte mich natürlich nicht verstehen. Ich durfte ihr unter keinen Umständen übel nehmen, dass sie mich so

sah, wie ich zu sein schien: als Angsthäsin und Grüblerin. Ein Mensch, der nicht ringsum die gleichen Eindrücke verarbeiten musste wie ich, konnte mein Leben in keinster Weise nachvollziehen. Alleine in diesem Bus zu sitzen, zusammen mit unzähligen anderen Menschen, bedeutete für mich, eine Flut von Sineseeindrücken wahrzunehmen, wie sie andere Menschen nicht wahrnahmen, und die ich verarbeiten musste. Die vielen unterschiedlichen Farben der Auren, die ich sah und die ich mittlerweile beinahe automatisch einzuordnen versuchte, die Energien, die jeden Einzelnen von ihnen umgaben, dies alles kostete mich Kraft. Nicht alle Wahrnehmungen waren positiv. Direkt hinter dem Fahrer saß ein Junge, der mir durch seine bloße Anwesenheit Angst einjagte. Seine Aura war meistens dunkelrot. Er lebte mit einem unterdrückten Zorn. Heute mischte sich ein grelles, aggressives Rot dazu, und ich spürte, dass er kurz davor

stand, in irgendeiner Form zu explodieren. Ich hätte mich nur auf ihn konzentrieren müssen, und es hätte keine zwei Minuten gedauert, um mir zu erschließen, was in ihm vorging. Ich war nicht befähigt Gedanken zu lesen, aber ich konnte Bilder sehen, Bilder, die in den Köpfen der Menschen abliefen wie Filme. Man stelle sich vor, man würde ständig von allen Seiten berieselt mit unzähligen, zum Teil chaotischen Bildern, ohne die Möglichkeit der Selektion zu haben oder einfach abschalten zu können. So erging es mir lange Zeit. Als Kind sah ich nur den Geist des kleinen Jungen. Dann hin und wieder den eines alten Mannes. Es handelte sich um meinen verstorbenen Großvater, wie ich später feststellen sollte. Ich erkannte ihn auf Bildern in Mutters Fotoalbum. Als ich acht Jahre alt wurde, sah ich ihn zum letzten Mal. Meine verstorbene Oma sah ich nie, statt ihrer sah ich aber unsere verstorbene Nachbarin, die mich gehütet hatte und

sehr mochte, als ich noch ein Kind war. Auch einen Klassenkameraden konnte ich sehen. Er stand bei seiner Beerdigung am Grab und lächelte. Alle Geister, die ich sah, standen in irgendeiner Weise in Beziehung zu mir, dessen war ich mir sicher. Nur den kleinen Jungen vermochte ich nicht zuzuordnen, und meiner Mutter konnte ich ja keine Fragen stellen. So blieb es für mich im Dunkeln, wieso er mir immer wieder erschien und in welcher Beziehung er zu mir stand. An meinem zehnten Geburtstag weitete sich meine Gabe schlagartig aus. Ich sah ganz plötzlich Farben um die Menschen herum und dachte zunächst, mit meinen Augen würde etwas nicht stimmen. Aber durch Zufall entdeckte ich in der Bibliothek ein Buch über das „Aura sehen“, was ich sehr interessiert durcharbeitete. So wurde mir bewusst, dass ich über diese seltene Gabe verfügte, und ich lernte, was die einzelnen Farben zu bedeuten hatten. Im Alter von drei-

zehn Jahren fing ich an, die Bilder zu erkennen, an die meine Mitmenschen dachten, und mit fünfzehn konnte ich genau erkennen, welche Krankheiten ein Mensch in sich trug. Damals hämmerten solche Wahrnehmungen als Fülle von Eindrücken noch gnadenlos auf mich ein. Ich konnte diese visuellen Eindrücke nicht filtern oder gar steuern und hatte Angst, verrückt geworden zu sein. Zudem fiel es mir ein ganzes Jahr lang sehr schwer zu unterscheiden, ob die Krankheiten, die ich bei anderen Menschen empfand, bereits ausgebrochen waren oder ob sie erst irgendwann in der Zukunft in Erscheinung treten würden. Aber auch das gehörte der Vergangenheit an. Mittlerweile konnte ich sehr gut einschätzen, in welchem Stadium der Krankheit sich ein Mensch gerade befand, und ich konnte meine Gabe gezielter einsetzen. Gleichwohl prasselten immer noch sehr viele Eindrücke einfach auf mich hernieder. Manche erschienen mir

wie Hagelkörner, die auf mich einschlugen, mich verletzten und mir eine gewisse Dringlichkeit suggerierten, darauf irgendwie zu reagieren, ohne dass ich aber wusste, wie ich das bewerkstelligen sollte. Damit musste ich klarkommen, was mir im normalen Alltag auch gelang. Aber ich vermied konsequent größere Menschenansammlungen, denn die Fülle der bei solchen Gelegenheiten auf mich einstürmenden Eindrücke überforderte mich hoffnungslos. Meine Freunde wunderten sich stets, wenn ich wieder zu einer Veranstaltung nicht mitging. Tausend Ausreden hatte ich schon erfinden müssen, kein einziges Mal hatte man mich überreden können, zu einem Konzert oder dergleichen mitzugehen, und trotzdem gaben meine Freunde noch immer nicht auf und fragten weiterhin bei mir nach, wenn wieder ein solches Event anstand. Es tat mir weh, weil ich nicht so leben konnte, wie ein normaler Teenager meines Alters. Zum

Glück hatte ich meine Hündin und die Natur direkt vor der Haustür und musste mit meiner Gabe nicht in einer Großstadt leben. Das erschien mir wie eine göttliche Gnade. Der Bus hielt vor dem Schulgebäude an und wir sprangen heraus. Joana nahm meine Hand und zog mich in Richtung einer kleinen Gruppe rauchender Jugendlicher, die etwas abseits hinter einer Mauer standen, um nicht vom Direktor oder von einem der Lehrer, die eventuell vom Schulparkplatz hätten kommen können, beim Rauchen erwischt zu werden. Wir begrüßten uns fröhlich, umarmten uns und küssten uns, auch die Jungs. Wir kannten uns schon sehr lange und hielten zusammen wie Pech und Schwefel. Ich hätte mir keine besseren Freunde wünschen können. Obgleich ich – auch wenn ich stetig bemüht war, mir meine Andersartigkeit nicht anmerken zu lassen – ihnen ganz bestimmt manchmal etwas sonderbar vorgekommen sein musste, ließen

sie mich nicht fallen. Eigentlich hätte es mir Mut machen sollen, mich mehr zu öffnen, mehr von mir und meiner Gedankenwelt preiszugeben, aber meine Kindheit und die ablehnende Reaktion meiner Mutter, sobald auch nur Bruchteile meiner Gabe offensichtlich wurden, hatten mich schon zu stark geprägt. Meine Ängste überwogen, und ich zog es weiter vor, meine Gabe zu verbergen und mich zu verstellen. Ich erinnerte mich nur zu gut daran, wie Rafael, einer meiner Freunde, seinen Cousin in unseren Kreis einführen wollte. Alle waren auf Anhieb begeistert gewesen von dem gutaussehenden, schlanken Jungen mit den großen, blauen Augen. Zugegeben, sein Äußeres hatte etwas Bestechendes. Er gefiel mir auch. Aber ich konnte in sein Innerstes sehen, mir konnte er nichts vormachen, und was ich wahrnahm, gefiel mir gar nicht. Ich wollte meine Freunde vor ihm warnen, aber ich hielt den Mund. Ich war ohn-

mächtig. Was hätte ich tun können, ohne mich zu verraten? Sie hätten es nicht verstanden. Für sie wäre ich die Marcella gewesen, die wieder einmal nur unbestimmte, nicht nachvollziehbare Vorurteile oder Bedenken davon abhielten, jemanden zu akzeptieren, den alle anderen anhimmelten. Solcherart Vorwürfe hätten immer unsichtbar zwischen meinen Freunden und mir gestanden. Dieses Dilemma hatte sich von alleine gelöst, wenn auch auf schmerzliche Art und Weise. Meine Freunde und besonders Joana waren von Rafaels Cousin eklatant ausgenutzt worden. Er hatte Intrigen geschmiedet, versuchte jeden gegen jeden auszuspielen, und beinahe wäre unsere Gruppe damals auseinander gebrochen. Aber unsere Freundschaft hatte letztendlich doch gesiegt, und diese negative Erfahrung schweißte uns nur noch mehr zusammen. Ich hatte mir wochenlang Vorwürfe gemacht, weil ich meiner Verantwortung

nicht nachgekommen war und mein Schweigen beinahe alles zerstört hatte, was mir lieb und teuer war. Meine Freunde hatten gelitten und ich mit ihnen. Obwohl ich die Dinge hatte kommen sehen, war ich dennoch am Ende nicht weniger involviert gewesen als der Rest der Gruppe. Mir wurde bewusst, dass mit meiner Gabe eine große Verantwortung verbunden war, die ich nicht bereit oder in der Lage war zu tragen, denn dies hätte mein Outing vorausgesetzt, und dazu fehlte mich jeglicher Mut.

„Na, Liebchen, wie sieht es aus?“ Rafael legte seinen Arm um mich und drückte mir sanft einen Kuss auf die Wange. „Gehst du heute Mittag mit uns bummeln und eine Pizza essen? Ohne dich ist es gähnend langweilig, hab ich nicht recht?“ Er schaute sich fragend in der Runde um, und alle nickten wie wild mit den Köpfen. Ich fühlte mich fast schon ein bisschen geehrt und bemerkte, wie mir die

Schamröte in den Kopf stieg. Mein Nervenkostüm war im Moment nicht das Beste, aber ich sagte einfach zu und hoffte, dass an einem Montag die Stadt nicht so voller Menschen sein würde, wie sie dies an den Wochenenden gewöhnlich war.

„Braves Mädchen!“, freute sich Rafael und streichelte mir über die Wange. „Wir werden sehr viel Spaß haben.“ Die anderen lachten, und ich lachte mit, auch wenn mir nicht wirklich danach war. „Die Stadt“ hatte mir schon sehr übel zugesetzt. Einmal war ich vollkommen reizüberlastet nach Hause gekommen und hatte drei aufeinander folgende Nächte lang nur schlecht schlafen können. Ich war einem Nervenzusammenbruch ziemlich nahe gewesen. Nach diesem Erlebnis mied ich zum Leidwesen meiner Mutter und meiner Freunde beinahe ein Jahr lang die Stadt. Ich bekleidete mich fast ausschließlich mit meinen alten Klamotten und war mit keiner Geldsumme,

die mir meine Mutter bot, zu bewegen gewesen, mir neue Kleidung in der Stadt kaufen zu gehen. Erst ein Jahr später fing ich ganz langsam an, mich zu überwinden und begleitete meine Freunde in deren Lieblingspizzeria. Mitten ins „Chaos“ der Stadt mit ihrer Menschenflut wagte ich mich allerdings immer noch nicht. Erst ein wenig später hatten mich meine Freunde überzeugen können, auch mal wieder eines der großen Kaufhäuser aufzusuchen. Danach ging es – auch zur Freude meiner Mutter – dem Inhalt meines Kleiderschranks besser. Die Schulglocke läutete. Rafael schüttelte seinen roten Lockenkopf und drückte seine Zigarette mit dem Fuß aus. Ich mochte sein freches Gesicht mit den lustigen Sommersprossen. Ihn anzuschauen, machte mich automatisch fröhlich. Er strahlte eine hinreißende, positive Energie aus, der ich mich nicht entziehen konnte. Ich stand in unserer kleinen Gruppe meistens an seiner Seite,

denn er bot mir mit seiner Energie Schutz, Schutz vor Menschen, die eher negative Energien an ihre Umgebung abgaben. Er zog mich am Arm hinter sich her und stöhnte lauthals darüber, wie schwer ich sei und dass er meine Pizza essen müsse am Mittag, damit ich nicht noch dicker werden würde. Auf solche Ideen konnte nur Rafael kommen! Und obwohl dies ja – wörtlich genommen – eine harsche Kritik an meinem Äußeren war, fasste ich diese Äußerung aus seinem Mund als witzig und nicht verletzend auf. Wir lachten alle, und ich verlagerte mein Gewicht nach hinten, um mich noch schwerer erscheinen zu lassen.

Rafael und Joana saßen ganz vorne im Klassenzimmer. Das wunderte niemanden, denn die beiden hatten mit Abstand die größten Klappen und wussten immer irgendetwas zu erzählen, wodurch der Unterricht häufig gestört worden war. Schließlich war unserem Klassenlehrer nichts anderes übrig geblieben,

als die eine ganz rechts und den anderen ganz links nach vorne zu setzen und beide somit seinem scharfen Blick auszusetzen. Ich saß drei Reihen hinter ihnen und fand es schade, dass nun langweilige Ruhe eingekehrt war. Meist hatte ich viel mehr Lust auf einen kleinen Plausch mit meinen Freunden, als immer nur stur dem Geschwätz der Lehrer zuzuhören, zumal ich mich sehr ungern längere Zeit auf nur einen Menschen konzentrierte, denn es wurden mir dadurch zu viele Dinge gewahr, die ich eigentlich nicht wissen wollte.

Herr Meyer

Im Unterricht war ich regelmäßig dazu gezwungen, mich ganz und gar auf einen Menschen einzulassen. Es gab kaum Ablenkung, und mein schützendes Kontrollsystem geriet stark ins Wanken. Besonders graute mir vor den Mathematikstunden. Vor einigen Wochen war mir aufgefallen, dass etwas in Herrn Meyers Kopf nicht stimmte. Es war nur eine Ahnung, aber sie erschreckte mich sehr. Ich kam nicht umhin, mich gefühlsmäßig auf seiner körperlichen Ebene einzuklinken, um herauszufinden, was mit ihm nicht stimmte. Schlagartig fühlte ich einen starken Schmerz hinter meinem rechten Auge. Ich war nur noch fähig, mit dem linken Auge zu sehen, auf dem anderen war ich blind. Daraus konnte ich genau schließen, worunter Herr Meyer litt. ...

Fast alle im AAVAA Verlag erschienenen Bücher sind
in den Formaten Taschenbuch und
Taschenbuch mit extra großer Schrift
sowie als eBook erhältlich.

Bestellen Sie bequem und deutschlandweit
versandkostenfrei über unsere Website:

www.aavaa.de

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und informieren Sie gern
über unser ständig wachsendes Sortiment.



www.aavaa-verlag.com